



Hand aufs Herz

„WOVON TRÄUMEN SIE NACHTS, Clea Koff?“

Siebenmal war sie als **Gerichtsmedizinerin** für die UN im Einsatz. Im Kosovo, in Ruanda. Sie öffnete Massengräber und identifizierte die Leichen. Bis Clea Koff, 33, sich eines Tages zu fürchten begann

TEXT STEFANIE LUXAT FOTO SAM BROWN

L

os Angeles. Es ist Freitagmorgen an der Westküste Amerikas. Clea Koff sitzt mit einem Becher Tee an ihrem Schreibtisch, guckt raus in den Garten und spricht ruhig, mit sanfter Stimme. Sie erzählt aus ihrem Leben, dem Leben einer forensischen Anthropologin, die für die UN fast fünfhundert Leichen aus einem einzigen Grab in Ruanda ausgrub und identifizierte. Damals war sie 24.

Maxi: Frau Koff, sind Sie anderen Menschen manchmal unheimlich?

Koff: Bislang habe ich erst einen einzigen Menschen getroffen, der mit meinem Job nicht umgehen konnte. Ich wurde ihm vorgestellt, mit ein paar Sätzen zu meinem Beruf. Er war höflich zu mir, doch als ich ihn später in einem schmalen Gang traf, presste er sich so eng er konnte gegen die Wand. Keine Ahnung, was sich dieser Mensch in seinem Kopf ausmalte.

Gefühle, sagt Clea Koff, muss man in ihrem Beruf

ausblenden. Das sei auf Dauer kaum auszuhalten

Sie öffnen Massengräber, graben vorsichtig die Leichen aus und können anhand der Knochen manchmal sogar erkennen, ob das Opfer versuchte, vor seinem Mörder davonzurennen. Und dann schreiben Sie in Ihrem Buch „Die Knochenfrau“, dass Sie dabei ein gutes Gefühl hatten.

Wissen Sie, die Mörder haben nicht erwartet, dass wir irgendwann kommen und rekonstruieren werden, was passiert ist. Sie haben noch nicht einmal versucht, ihre Spuren zu verwischen. Und weil wir durch unsere Arbeit den Toten geholfen haben, ihre Geschichte zu erzählen, hatte ich manchmal tatsächlich ein gutes Gefühl. Aber noch kurz zu dem Mann im Gang: Ich bin immer sehr vorsichtig, wenn ich neue Leute kennen lerne. Weil ich nie weiß, ob es vermisste Menschen in deren Familie gibt und sie deshalb schon mal jemanden wie mich treffen mussten.

So wie die Hinterbliebenen, die zu Ihnen an die Massengräber kamen, um dort die Überreste ihrer Angehörigen zu identifizieren. Zum Beispiel.

Sie haben in den Gräbern auch immer wieder kleine Kinder gefunden, schreiben Sie. Ein Baby hatte noch seinen rosa Schnuller neben sich liegen, in der Hosentasche eines Jungen fanden Sie Murmeln.

Die wissenschaftliche Seite in mir hat in diesen Momenten immer versucht, sich auf die Knochen zu konzentrieren. Doch wenn man sieht, dass die noch nicht einmal ausgewachsen sind, dann ist das sogar für einen Wissenschaftler sehr schwer zu verarbeiten. Ich habe mich bei dem Anblick immer wieder gefragt: Was ist hier passiert? Wie waren die letzten Momente? Wo waren die Eltern?

Wussten sie, dass sie ihr Kind nicht beschützen können? Was zum Teufel ging in den Köpfen der Leute vor, die das diesen Menschen antaten?

Wie konnten Sie in solchen Momenten weiterarbeiten?

Ich habe immer versucht, nur noch an meinen Job zu denken, sobald die Emotionen in mir hochstiegen. Da ist ein Loch im Kopf der Leiche, es ist eine Schusswunde. Okay, ist es das Eingangsloch oder das des Ausgangs? Ich guckte mir die Zähne an, die Knochen und packte die Emotionen zur Seite. Aber natürlich kamen sie zwischendurch hervor. Und je mehr Zeit seitdem vergeht, umso mehr Traurigkeit verspüre ich. Ein Gefühl, das ich mir damals nicht erlauben habe. Weil ich sonst nicht hätte weiterarbeiten können. Doch jetzt kommt es in mir hoch, wann immer es will.

Wann zum Beispiel?

Manchmal fange ich ganz plötzlich im Auto oder bei einem Buch, das eigentlich gar nicht so traurig ist, zu weinen an. Das Seltsame ist, es sind dann nicht nur ein paar Tränen. Ich weine so sehr, wie ich es damals wohl am liebsten getan hätte.

Und wenn Sie nachts im Bett liegen, was spielt sich dann in Ihrem Kopf ab?

Am Anfang habe ich oft von den Gräbern und Landminen geträumt. Aber im Kosovo hatte ich damals auch einen schönen Traum. Ich träumte, dass eine männliche Leiche, die ich aus dem Kühlcontainer holte, plötzlich die Augen öffnete. Der Körper war nicht, wie ich dachte, tot, sondern nur gefroren. Die Familie des Mannes wartete draußen auf die Ergebnisse der Untersuchung. Also brachte ich ihn zu ihnen und sie weinten vor Freude. Als ich aufwachte, war ich sehr glücklich. Ich hatte einer Familie einen Angehörigen zurückgegeben.

Ist es das, was Sie an diesem Beruf so fasziniert?

Ja, weil es für viele Menschen nichts Wichtigeres auf der Welt gibt, als zu wissen, was mit ihren Verwandten passiert ist, und sie zu beerdigen. Diesen Menschen zu helfen ist für mich die wichtigste Arbeit, die ich jemals machen konnte.

Aber warum arbeiten Sie dann nicht mehr für die UN?

Als ich auf meiner letzten Mission im Kosovo merkte, dass ich die Leichen nicht mehr nur als Teil meiner Arbeit sehe, sondern zunehmend als tote Menschen, da wusste ich, dass die Zeit reif ist für etwas anderes. Also begann ich mit meinem Buch und der Gründung einer Wohltätigkeitsorganisation in Kalifornien, die ein Netzwerk zur Identifikation von Vermissten werden soll. Zurzeit gibt es 40 000 unidentifizierte Leichen in Amerika, die muss doch jemand vermissen.

Wenn Sie heute Männer kennen lernen, erzählen Sie ihnen dann beim ersten Date von Ihren Erlebnissen?

(lacht) Wissen Sie, die erste Frage, die einem amerikanische Männer stellen, lautet: Was machst du beruflich? Wenn ich sage, dass ich studierte Anthropologin bin, dann schockiert das die meisten Männer schon, obwohl sie gar nicht wissen, was das ist. Ehrlich gesagt hatte ich die besten Beziehungen zu Männern, die auch in diesem Bereich arbeiten.

Weil die wissen, was Sie erlebt haben.

Das ist das Gleiche mit meinen Freunden. Als ich anfang, für die UN zu arbeiten, hatte ich ungefähr fünf enge Freunde. Jetzt habe ich nur noch zwei.

Sie haben durch Ihre Arbeit Freunde verloren?

Als ich die ersten Male von den Missionen zurückkam, da wollte ich viel über meine Arbeit sprechen. Das hält nicht jeder aus. Mir ist es wichtig, dass ich mit meinen Freunden über politische Themen sprechen kann. Aber natürlich gucken wir auch manchmal einfach nur einen Film und tun so, als sei Brad Pitt der einzige Mensch auf dieser Welt. ■

Kurzbiografie

Clea Koff wurde 1972 in England geboren und war mit 24 als Anthropologin für die erste forensische Mission des UN-Kriegsverbrechertribunals in Ruanda, Bosnien, Kroatien und im Kosovo. Ihr Buch „Die Knochenfrau“ (Malik Verlag, 19,90 Euro) erzählt von ihren Erlebnissen.

„Traurigkeit ist ein Gefühl, das ich mir früher nie erlaubt habe“

„Manchmal tue ich so, als sei Brad Pitt der einzige Mensch auf Erden“